

Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge
Band: 23 (1968)
Heft: 3

Artikel: Wer nicht mehr sät ... : Überlegungen zum Erntedank
Autor: Braumann, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-890240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zurückfällt, die es verübt haben. Haben wir nicht in der Geschichte der Völker Beweise genug, daß nicht dem Unrecht der Sieg bleibt! Nicht zu reden von der Geschichte jenes Volkes, das vor einem Jahre hätte ins Meer geworfen werden sollen. Wir sind keinem blinden Schicksal ausgeliefert. In Zeiten, da die brutale Gewalt wieder einmal triumphiert, dies zu wissen, schenkt tapfere Kraft, die uns nicht in Zweifel und Furcht versinken läßt. «Ihr seid mehr wert als viele Sperlinge» . . . Sicher, Gott aber wird uns das Holz nicht spalten kommen, wie Jeremias Gotthelf einst gesagt hat. Das müssen wir schon selber tun. Der aber, der versprochen hat, in den Schwachen mächtig zu sein, der schenkt uns die Einsicht und die Kraft dazu. hcm

Wer nicht mehr sät . . .

Überlegungen zum Erntedank

Gegen Abend erreichten wir Saint Odil, ein Dorf in der Hoch-Auvergne in Frankreich. Wir waren von Burgund herüber den ganzen Tag gefahren und gefahren. Unser Ziel Aurillac erreichten wir an diesem Tag nicht mehr; wir hatten nicht mit den vielen unerwarteten Aufenthalten in dieser verkehrsfernen Landschaft gerechnet. So einfach in die Nacht hinein wollten wir auch nicht weiterfahren in einer unbekanntem Gegend, in der man sich so leicht verirren konnte, weil an manchen Wegkreuzungen die Wegweiser vermorscht und umgestürzt waren. So blieb — nach unserer Straßenkarte — Saint Odil die letzte Hoffnung.

Hinter sonderbar bebuschten Wiesenhängen tauchten die Umrisse der ersten Häuser auf — ein hoher, dunkler Giebel in der Dämmerung, ein zweiter — dazwischen fehlte der Dachstuhl. Ein Unglück, ein Brand? Wir bogen in die Dorfstraße ein; die Räder schnitten durch flaches Wasser, als wären wir in ein Bachbett geraten. Dort das etwas ins Dunkel der Bäume gerückte Haus schien ganz zu sein — aber aus den zerborstenen Fenstern gloste nur Dunkelheit. Wir hielten an — kein Ruf, kein Laut außer dem Wasserplätschern auf der Straße, dem Abendwind in hohen, verkorrten Obstbäumen.

Saint Odil, vielleicht zehn Häuser groß, stand leer, verlassen! Nun verstanden wir die Buschwildnis auf den Feldern, mitten in dürr raschelndem Gras: Seit Jahren vielleicht lagen sie unbearbeitet. Und wenn aus steingebauten Bauerngehöften das Leben weicht, stürzen sie in wenigen Jahren in sich zusammen. Diese Hochlandbauern mußten wohl ihre Güter einfach verlassen haben, als sich kein Käufer dafür fand. Die Leere erschien mir niederdrückend unheimlich . . .

Seither kam ich öfter durch verlassenes Bauernland. In einem Tal in Korsika traf ich Touristen, die verlassene Bauerngehöfte nach alten Arbeitsgeräten durchsuchten — Spindeln, Tonkrügen, Laternen. In Nordbrasilien, dem einstmals dicht besiedelten Zuckerrohr- und Mandiokaland, stehen meilenweit auseinander verfallene Lehm- und Strohütten. Ihre Bewohner, die Caboclos, die das Land nur auf Halb- oder Viertelpacht für die reichen Großgrundbesitzer und Zuckerbarone gepachtet hatten, waren weggezogen — vielleicht an die Stadtränder der neuen Hauptstadt Brasilia, weil sie sich dort ein erträglicheres Leben und Arbeit erhofften. Ich ging stundenlang durch die Barackenstädte von Brasilia, neue Elends-Favellas, und sah dort die Zehntausende Menschen, kleine Bauern, die einst die Felder bebaut, die gesät hatten . . .

Wenn wir durch die bis zum letzten Felderstreifen bebaute Landschaften der Heimat fahren, erscheint uns dies so selbstverständlich wie Sonnenschein und Regen, ist uns einfach «Natur» wie der Wald an den Hängen, die Bergmatten und die Auen an den Flüssen. Wer stellt sich vor, daß es einmal anders sein könnte — Wildnis aus Dornbüschen und Brennesseln? Dazu ist doch der Bauer da — er lebt nun einmal vom Land!

Jahr für Jahr leben immer weniger Menschen «vom Land». Noch vor hundert Jahren quoll das Land der Dörfer und Weiler von Menschen über. Die Bauertische standen großflächig und breitbeinig in den Stuben, und dennoch fanden um sie die vielen Esser kaum Platz. Obwohl es kaum Maschinen gab und alle Landarbeit mit der Hand geleistet werden mußte, waren die Landeltern froh, wenn ihre überzähligen Kinder Arbeit im Handwerk, im Baugewerbe, in Fabriken fanden. Der Bevölkerungsdruck drängte vom Land in die Städte; viele wollten säen, aber es gab keinen freien Acker mehr zu bestellen.

In dem Maße, in dem die Industrialisierung wuchs, nahm das Ansehen und der Drang zur Landarbeit ab. Vielleicht hätte sich in einem bestimmten Stadium die Menschenbewegung Land — Stadt auf ein gesundes Maß einpendeln lassen, aber es fehlte wohl bei den leitenden Stellen an der echten Vorausschau. Und so kam es, daß die fehlenden Arbeitshände durch eine überaus steil ansteigende Mechanisierung der Landwirtschaft ausgeglichen werden mußten. Wenn auch dieser erzwungene Vorgang viel gutes schuf — eine sich kaum vorausschaubar erhöhende Produktivität — so hielt doch mit den steigenden Kosten die Ertragslage nicht Schritt. Wer auch jetzt noch Bauer blieb und Jahr für Jahr säte, erschien sich zuletzt ärmer als zu den Zeiten, da er die Sense schwang und mit Pferdegespann den Pflug über den Acker lenkte.

Auch jetzt fehlt es nicht an Ratschlägen für die landbebauenden und säenden Menschen: Es fiel das Schlagwort von der Gesundshrimpung der Landwirtschaft. Während man mit allen Mitteln etwa gegen die Shrimpung des Bergbaues, gegen die Stilllegung ertragsschwächerer Industrien ankämpfte, weil sie für viele Menschen ja Brot und Leben bedeuten, sollte es für das Land das letzte Heilmittel sein? Vielleicht verließ man sich dabei auf die Hoffnung, daß sich dann das rechte Maß der Shrimpung «von selber» einmal einspielen würde.

Denkt man aber die Shrimpung zu Ende: Kommassierung bis zum «Vollerwerbsbetrieb», Stilllegung aller nicht mit Großmaschinen bearbeitbaren Flächen, Vernachlässigung der im kleineren Gut üblichen Intensivbewirtschaftung, ständig abnehmendes Angebot der Fachkräfte — so wartet am Ende statt blühendem Land die Verödung, statt guter Zukunft für verhältnismäßig viele immer mehr sich zentralisierender Ertrag für ganz wenige — ein sich allmählich erschöpfendes Land zwischen Riesenstädten!

Ein altes Sprichwort besitzt oft zeitlose Gültigkeit. «Wer nicht sät, wird auch nicht ernten!» Das erscheint so selbstverständlich, wie alles zuletzt Entscheidende selbstverständlich ist. Erst müssen wir Säende erziehen, damit es auch morgen Ernte gibt! Wissen wir denn, was uns morgen erwartet? Es wird noch mancher Strukturwandel des Bauern und der Landwirtschaft notwendig sein und gefunden werden. Und doch ist der kleinste Bauer so wichtig wie der größte, solange er ein Säender ist.

Jeder sollte nur einmal die Länder ohne Hoffnung sehen, aus denen der letzte Säende fortging! Dort gibt es keine Ernten mehr!

Jetzt zu den Zeiten des Erntedanks sollten wir auch dem Säenden danken. Er trägt den Segen des Lebens weiter, die Hoffnung auf Ernte, die einst alle Menschen dieser Erde sättigen soll! Er schafft das blühende Land, er macht die Erde fruchtbar.

Wen sollte Gott lieben, wenn nicht den Säenden . . . ?

Franz Braumann

Der Bauer und seine Familie im Vorfeld der Städte

2. In die Verteidigung gedrängt

Es wird dem Bauern heutigentags im Randgebiet großer Siedlungen oft nicht leicht gemacht, die gewohnte Ruhe, kaltes Blut zu bewahren, sei es alltäglicher Scharmützel wegen oder angesichts des ungewissen Bildes kommender Zeit.

Einst konnte Unbill der Witterung die Ernte gefährden. Diese traf wie heuer Berufsgenossen des ganzen Landes. Heute ist der Weiterbestand des Hofes selbst in Frage gestellt; jahrhundertealtes, bäuerliches Erbgut verschwindet einfach von der Bildfläche. Das kam früher nie in solcher Maßlosigkeit und einem Tempo vor, mahnend an Fahrt in den Abgrund. Die Stadt schluckt immerfort Menschen, muß ihr Gebiet ausdehnen. Übermächtige Kräfte, gleichsam dem Zeitstrudel entstiegen, machen treuen Pflegern ihrer Erde die *Heimat* streitig. Der Schwächere muß weichen, früher oder später. Kein Tag, an dem dieser Auszug der Vertriebenen unterbleibt. Viel Leid und stumme Trauer gehen mit.

Zwei stark verschiedene *Lebensformen* treffen aufeinander. Eine Übergangszeit ist gekennzeichnet durch viel gutwilliges sich kennen und verstehen lernen. Das ist vielfach bezeugt.

Ebenso häufig aber erfolgt ein mehr oder weniger durchsichtiges Geplänkel. Rücksichtslosigkeiten einesteils entschuldbarer, aber auch solche schwerwiegender Art, Sticheleien, verletzendes Ge-